



Feierabend



Hitler und die Frauen.

Von Ellen Wilkinson (London).

Die bekannte sozialistische Publizistin und frühere Abgeordnete der englischen Arbeiterpartei hat kürzlich Deutschland bereist.

„Jeder deutschen Frau einen guten deutschen Gatten!“ Adolf Hitler fuhr sich mit der ihm eigenen nervösen Geste mit dem Handrücken über das Kinn und stand habacht, während die Masse ihren Jubel über diese Ankündigung des Führers hinausbrüllte und die Musikapellen die ersten Töne des Horst-Wessel-Liedes schmetterten.

Das war im Juli des vergangenen Jahres im Berliner Sportpalast. Die sozialdemokratischen Mädel, die damals mit mir in der Versammlung waren, lachten vor unterdrücktem Gelächter. Nur die Älteste, eine Chemiestudentin an der Berliner Universität, erschauerte.

„Gott helfe uns berufstätigen Frauen, wenn diese Bande jemals zur Macht kommt“, sagte sie düster.

„Oh, sie werden dir den Auftrag geben, Menschen im Laboratorium zu erzeugen“, scherzte ihre Freundin. „Wo soll denn Hitler sonst genug Leute hernehmen für die verprochenen Ehemänner en gros?“

Als wir in die warme Sommernacht hinaustraten, lachten wir noch immer über die absonderlichen Einfälle dieses Mannes. Heute ist seine Absonderlichkeit in Deutschland oberste Gewalt und seine Anhänger erwarten die Erfüllung seiner Versprechen.

Hitlers überwältigender Erfolg ist zum guten Teil der Tatsache zu danken, daß er offen sagt, was der Durchschnittsmann gern sagen möchte — und nicht zu sagen gewagt hat. Für den Arbeitslosen, für die Frau, deren Mann nichts verdient, gibt es etwas, das sie noch mehr hassen als den Mann mit gesichertem Einkommen: das ist die Frau, die einen „männlichen“ Arbeitsplatz hat.

Im Vorkriegsdeutschland war die Stellung der Frauen ungünstiger als selbst im England der viktorianischen Zeit. Wo eine Militärkaste herrscht, ist das unvermeidlich. Die Grenzen, die der deutsche Kaiser selbst für die Tätigkeit der Frauen aufstellte, hießen: „Kirche, Küche und Kinder“. Erst der Krieg gab den deutschen Frauen Gelegenheit zu zeigen, daß sie auch andres konnten. Die

Revolution von 1918 und die Verfassung von Weimar gaben ihnen Wahlrecht und Gleichberechtigung.

In den vierzehn Jahren seither ist das Ansehen und der Einfluß der Frauen in Deutschland ungeheuer rasch gestiegen. Meine Freundin Hedwig Wachenheim, die sozialdemokratische Abgeordnete; Toni Sender, die sozialistische Journalistin, geschickte Organisatorin, lebendige Rednerin; Marie Fuchacz, die Sozialdemokratin, und Elisabeth Lüders, die Demokratin, ernste, sachliche, „staatsmännische“ Verwalterinnen — das waren die typischen Frauen des republikanischen Deutschland.

Hinter ihnen standen Bataillone von jungen Frauen: Ärztinnen, Beamtinnen, Fürsorgerinnen, Lehrerinnen. Viele von ihnen verstanden, Ehe und Kinder mit ihrem Beruf zu vereinen. Andre zogen es vor, ganz frei zu bleiben, um ihrer Arbeit zu leben.

Diese neuen Frauen in Deutschland erschienen mir im vergangenen Sommer als die Hoffnung dieses geschlagenen Landes. Die Demütigungen des Krieges und des Friedens waren über ihre jungen kurzhaarigen Köpfe hinweggegangen. Sie hatten keinen Minderwertigkeitskomplex über die Niederlage in einem Krieg, den sie weder gemacht, noch mitgelämpft hatten. Ihre Freunde über die neue Freiheit half mit, die verhasste Bitterkeit der Kriegswunden im Volkskörper zu lindern und zu desinfizieren.

Es ist selbstverständlich, daß viele der führenden Frauen Sozialistinnen, einige auch Jüdinnen waren. Die Juden haben immer den Wert des Lernens erkannt und als die Tore der Fakultäten geöffnet wurden, strömten jüdische Frauen in die Hochschulen. Die Zustände in diesen Hochschulen machten viele studierende Frauen zu Sozialistinnen.

Die jungen Nazistudenten, die gegen das Menfurverbot murrten, die fürchtbar böse waren, weil man ihnen nicht mehr erlaubte, sich gegenseitig das Gesicht mit Schmissen zu tätowieren wie ein afrikanischer Negestamm: sie haßten die Unabhängigkeit und die Konkurrenz dieser kläugigen Mädel, die nicht nachtlang aufstehen, um Bier zu trinken und schwere Zigarren zu rauchen.

Deute sind die Mensurstudenten wieder an der Macht. Die Rüpel regieren in Deutschland. Das ganze Land gleicht einer Universität, an der man die Lehrer verjagt und die Kadastudenten zu Herren eingesetzt hat. Und die ersten, die es trifft, sind die früheren Objekte des Neides, die sich am wenigsten wehren können: die Juden und die Frauen.

Die Stadt Berlin gibt, vom Oberbürgermeister gezeichnet, täglich Mitteilungen an die Presse hinaus. Seit Tagen bestehen diese Mitteilungen aus Listen über Entlassungen, die unter dem eleganten Titel „Säuberungsaktion“ einhergehen. Weibliche Ärzte, Fürsorgerinnen, Beamtinnen werden hinausgeworfen; bis jetzt lautet die Ausrede nicht, daß sie Frauen, sondern, daß sie Jüdinnen oder Marxistinnen seien — obwohl in den Fällen leitender Beamtinnen die Mitteilungen bloß die beiläufige Beifügung enthalten, daß sie „als zur sozialdemokratischen Partei gehörig betrachtet werden können“.

Die wirtschaftliche Grundlage der Nazibewegung ist, daß sie als riesige Stellenvermittlung erscheint. In einem hungernden, arbeitslosen Lande ist Hitler der große Gnadenpender, der Posten zu verauben hat. Seine erste Tat, als er fest im Sattel saß, war, seinen Unterführern zu sagen, sie sollten die Listen der Nazibewerber für die Beamtenstellen in ihrem Gebiet einsenden. Auf diesen Listen wird zweifellos kein einziger weiblicher Name stehen.

Aber gibt es denn keine Frauen in den Reihen der Nazi? Natürlich hat Hitler eine gewaltige weibliche Gefolgschaft — aber das sind die Frauen, deren Hauptinteresse der Mann und der Beruf des Mannes ist. Die unabhängige, die berufstätige Frau fand vor den Augen der Naziführer keine Gnade. „Frauen“, sagte Göbbels in einer berühmten gewordenen Rede, „gehören ins Haus. Dort ist ihr Platz, ihre Aufgabe ist, den ermüdeten Krieger zu pflegen.“ Nur mit Mühe gelingt es selbst den aristokratischen Damen, die sich in die Nazibewegung drängen, dort zu andern zugelassen zu werden als zu den Ob- und unterliegenden der Gastgeberin, die durch „Beziehungen“ Einfluß ausübt. Wohl gibt es einen Bund deutscher Mädel, es gibt Frauen-

Drei Jahre bei den Eskimos.

Ein Schiffbrüchiger erzählt von den Lebensformen der Polarmenschen.

hilfsabteilungen der Nazi mit schmutzigen Uniformen; aber als Führerinnen, als Verwaltungsfrauen, auf verantwortungsvollen Posten haben die Nazi für Frauen keine Verwendung. Jede Frau, die solche Arbeit wünscht, bleibt weiter im Verdacht, eine Marxistin oder eine Jüdin zu sein. Bekannte nichtsozialistische Frauenführerinnen, wie Dr. Anita Augspurg oder Lydia Gustava Heymann, mußten ins Versteck oder ins Ausland; Gertrud Baer, die pazifistische Vorkämpferin, ist in die Schweiz geflohen.

Anfang März konnte man hören, daß die Nazi das Frauenwahlrecht abschaffen wollen. Da seither das Wählen in Deutschland ohnedies zu einem unmodernen Zeitvertreib geworden ist, hat diese Frage derzeit nur akademisches Interesse. Im Augenblick steht ein anderes tragisches Massenschicksal im Vordergrund: die "Säuberung" der gesamten öffentlichen Verwaltung von allen Frauen, ihren eifrigsten und tatkräftigsten Mitarbeiterinnen.

Werden die Frauen diesen Schlag der Reaktion ruhig hinnehmen? Im heutigen Deutschland ist es unmöglich, vorauszusagen, was in der nächsten Woche geschehen wird; aber mein Eindruck von den weiblichen Führerinnen, die ich sehen und sprechen konnte, war, daß sie nicht so eingeschüchtert sind wie die Männer.

Gewiß sind die Fälle brutaler Nazi-gewalttaten gegen Frauen bisher noch weniger zahlreich als die in die viele Tausende gehenden Mißhandlungen von Männern; aber die fürchterbare Folterung der Sozialdemokratin Marie Jantowski in Kopenick zeigt, daß die Frauen vor den viehischen Ausschreitungen der Naziwildheit nicht geschützt sind.

Im Augenblick ist jeder Widerstand unmöglich. Aber ich lege meine Hoffnung in diese feinen, freien Mädel, die ich im letzten Sommer sah. Hitler wird viel Mühe haben, sie auf die Dauer niederzubalten. Er gehört dem Mittelalter an; ihnen gehört die Zukunft.

Hügel Nr. 3507.

Das Grab des unbekanntem irrsinnigen Soldaten.

Von Ernst Machel.

An der dem Ring zugekehrten Front des Misdäcker Rathauses in Prag sind zwei Bronzetafeln angebracht, hinter denen Erde eingemauert ist von den Schlachtfeldern in Rußland, Frankreich und Italien. Diesen beiden Tafeln obliegt die traurige Pflicht, an den unglückseligen Krieg und seine zahllosen Opfer zu erinnern.

Ein Grabmal des unbekanntem Soldaten, so wie es in vielen anderen Ländern existiert, gibt es in Prag nicht. Dafür aber hat die alte „hunderttürmige“ Moldautadt etwas, das kein zweites Land hat, etwas, das zwar nicht zu begeisterten „Heldenverehrungen“ anspornt, wohl aber in eindrucksvollster, erschütterndster Weise verkündet, was die im Sold des Kapitels stehende Flut von Kriegen aus armen, schuldlosen Menschen machen kann: das Grab des unbekanntem irren Soldaten.

Mit dem ersten Transport tschechischer Kriegsgefangener, die aus Sibirien über China, Amerika und Deutschland in die Heimat zurückkehrten, kam auch ein Wahnsinniger, den die

Als Schiffbrüchiger hat der Norweger Christian Veden drei Jahre das Leben der Eskimos mitgelebt, und da er ausgezogen war, um in Nordalaska und Grönland Eskimos zu studieren und zu filmen, hat ihm der dreijährige Aufenthalt eine Kenntnis von den Lebensformen der Polarmenschen vermittelt, die bisher keine Forschungsreise und keine Filmexpedition zu erlangen vermochte.

Die Steinzeitmenschen unserer Tage.

In dem Lebenskampf, der sich in Polargebieten unter den härtesten Formen abspielt, stehen den Eskimos nur die selbstverfertigten Werkzeuge und Waffen zur Verfügung, die nach den vorgezeichneten Funden in Europa in gleicher Art auch von den Steinzeitmenschen hergestellt wurden. Aus Steinen, aus Knochen und aus Treibholz fertigen die Eskimos ihre Werkzeuge und Geräte an, und mit diesen Werkzeugen erzeugen sie sich Schuhe, Kleider und Waffen für die Jagd auf Seehunde, Walrosse und Esbären. Immer in Lebensgefahr, immer im Kampf um das tägliche Nahrung, und in den langen Wintern bedroht von mörderischer Kälte, führen sie ein Leben, das nur die gefündesten, mutigsten und ausdauerndsten ertragen können.

Es wäre jedoch verfehlt zu glauben, daß die Eskimos in diesem harten Kampf dumpf und trübe, vielleicht gar halb vertiert dahingleben. Sie sind im Gegenteil freundliche, lebensfrohe Menschen von großer Intelligenz und gegenseitiger Hilfsbereitschaft. Sie sind Geiden, aber ihre Moral steht viel höher als die vieler Gläubigen verschiedenster Konfession. Es gibt unter ihnen keine Diebe, keine Verbrecher. Sie tun das Gute nicht deshalb, weil ihnen dafür im Jenseits Belohnung in Aussicht steht, oder weil sie die Hölle zu fürchten hätten, wenn sie es nicht täten, sondern weil es eine selbstverständliche Voraussetzung ihrer Lebensformen ist.

Tanzduelle statt Schimpfworten.

Schimpfworte sind ihnen unbekannt. Streiten oder gar Raufen gibt es unter Eskimos nicht. Differenzen zwischen zwei Eskimos, die sich nicht leiten können, werden als Tanzduelle ausgetragen, wobei die Duellanten tanzend und singend ihren Gegner zur Belustigung der Zuhörer mit Spott und Witz zu verhöhnen suchen. Dieses Duell geht unter korrekten Formen vor sich. Die Duellanten müssen ihren Gegner aussprechen lassen und sie sind über einen guten Witz ihres Gegners nicht etwa böse, sondern lachen selbst herzlich mit. Sieger ist, wer die größten Heiterkeitserfolge erzielt.

Kameraden aus Mitleid und Erbarmen mitgenommen hatten. Niemand kannte den Namen des Bedauernswerten, niemand wußte, wo und wodurch der Geist dieses Ärmsten der Umnachtung anheimgefallen war. Die Worte, die über seine Lippen kamen, waren stets die gleichen; einmal flüsterte er sie, vor Entsetzen bebend, scheu vor sich hin, dann wieder schrie er sie mit martererschütternder Stimme hinaus in die Welt, als fürchterliche Anklage gegen alle jene, die in frevelhafter Vermesstheit so viel gräßliches Unglück über die Menschen gebracht hatten:

„Mutter! Mutter! Es war schrecklich!“

Es war schrecklich! — Diese drei Worte sollten mit Riesenlettern in Stein gehauen wer-

Die Sagen und Ueberlieferungen werden bei den Eskimos von Eltern auf die Kinder wortwörtlich überliefert. Wenn auch bei diesen Ueberlieferungen kein Wort geändert werden darf, so sind diese Naturmenschen doch alle auch Dichter und Komponisten und jeder von ihnen hat Lieder erfunden, die nur er singen darf. Jeder andere muß, wenn er diese Lieder singen will, den Namen des Dichters und Komponisten angeben. Wie der Vortragende an Schallplattenaufnahmen bewies, sind die Lieder der Eskimos denen der Indianer ähnlich. Professor Veden ist darum mit vielen anderen zur Ueberzeugung gelangt, daß die Eskimos mit den Indianern stammesverwandt sind.

Nackte Zehen sind unsittlich.

Auch die Sittlichkeit der Eskimos ist von ihren Lebensbedingungen abhängig. Da sie nicht baden können und kein warmes Wasser zur Verfügung haben, bemühen sie den Sommer zu reichlichen Luftbädern. Das Nackte ist darum nicht unsittlich. Es gilt nur als unanständig, einem Fremden seine Zehen zu zeigen. Die Ehe hat vor allem den Zweck, gesunden Nachwuchs zu erzeugen. Bleibt eine Ehe ohne Kinder, dann hat die Frau nichts dagegen, wenn der Mann eine zweite Frau ins Haus nimmt.

In der Erziehung sind Montessori-methode bei den Eskimos seit jeher eine Selbstverständlichkeit. Alle Kinderspiele bereiten auf das künftige Leben vor. Die Spielsachen sind im wesentlichen keine Nachbildungen der Geräte, mit denen sich der Mensch später im Lebenskampf behaupten muß. Die Eskimos sind also ein glückliches Volk von hoher Sittlichkeit.

Die Weißen bringen Unheil.

Wie bei allen anderen Naturvölkern wird aber die harmonische Uebereinstimmung mit der Natur durch die eindringende Technik und Zivilisation zerstört. Walfischfänger und Händler bringen mit der für die Eskimos ungewöhnlichen Kleidung durch die Bazillen der Erkältungskrankheiten und Tuberkulose nach Norden. Missionäre, deren Ethik auf einer viel tieferen Stufe steht als die der Eskimos, veranlassen diese Naturmenschen, sich auch im Sommer so zu bekleiden, daß die Luft zu ihrem Körper keinen Zutritt findet, und bringen ihnen damit schwere gesundheitliche Nachteile.

In wenigen Jahrzehnten wird es wahrscheinlich keine reinrassigen Eskimos mehr geben. Ein in seinem Geist und in seinen Sitten hochstehendes Volkchen wird von der verlogenen weißen Kultur ausgerottet sein.

den: sie sagen mehr, als sämtliche Bände der gewaltigen Kriegsliteratur!

In Bohnitz bei Prag, auf einem Plateau, zu dem eine steile Serpentine emporführt, ist die große Irrenanstalt Böhmens. Sie hat ihren eigenen Friedhof. Wer ihn besucht und die lange Reihe der Soldatengräber abschreitet, kommt schließlich zu einem Hügel, der die Nummer 3507 trägt. Hier, unter diesem schmutzigen Erdaufwurf, ruht jener namenlose Soldat, der — gleich vielen, vielen andern! — im Stacheldraht den Verstand verlor über der fürchterlichsten aller Verstandeslosigkeit: dem Krieg.

Notizen eines Stellungslosen.

Wir haben die Fortsetzung des Krieges. Jeden Morgen ging ich auf Patrouille in das Gelände der Inzerate. Jeden Tag schickte ich meine Gesuche wie Schiffe hinaus, machte sie und da einen Ausfall. Immer wurde ich zurückschlagen mit all den vielen anderen. Dann verstande der Kampf wie damals im Kriege. Wir wurden gleichgültig. Aus diesem Stadium des Erleidens kann keiner mehr einen Genuß ziehen.

Ah Gott, wozu hab ich so viel gelernt? Ein mittelmäßiger Schulknabe hätte alles tun können, womit ich mir seit acht Jahren von Zeit zu Zeit etwas verdient habe. Von Sängen, Gefälligkeiten und Freundschaften hab ich gelebt, und dazwischen in die Tage hinein geschlafen. Ich habe keinen Mut zum Lernen mehr, das Gedächtnis versagt. Es ist entsetzlich, wenn ich manchmal empfinde, wie demoralisiert ich bin. Ich hoffe nicht mehr auf eine richtige Stellung, weil ich nicht mehr glaube, daß ich je wieder sein kann, der ich war. Ich bin wie ein Kriegsinvalid.

Es gibt welche, die suchen nur zum Schein ein Engagement, die Stellungenlosigkeit ist ihnen im Grunde lieb, sie häßelt als Amme irgendeinen Wahn. Aber das sind die Ausnahmen. Otto ist so. Wenn ihm nicht die Tasche seines Vaters offen stünde, wär' er sicher anders.

Ich sah einen neuen, einen glücklichen Menschen: Gustav. Er hat zur Aushilfe gestellt bei einem Maskenball im „Normopalast“. Ein Gastwirt aus dem Gebirge, der von Gustav bedient wurde, hat ihn für die Sommer-Saison angenommen. Familienvater, zwei Kinder. Er sah in der letzten Zeit niemand mehr an. Heute: ein neuer, glücklicher Mensch. Ob ich das noch einmal sein kann?

Nicht allein wir unglücklichsten Opfer des Friedenskrieges suchen und suchen Stellung. Auch die Angestellten haben kaum gefunden, was ihnen ganz zuzagt. Selten hat einer den Beruf inne, der für ihn paßt. Das ist das Schicksal der Menschen von heute: Alle am falschen Plage, um des lieben Brotes und der Kleidung willen. Es fällt den andern so schwer, aus der falschen Stellung zu kommen, wie uns hinein. Wir suchen alle Stellung, es besteht nur ein Gradunterschied in der Beziehung zum Totalen, in der Entfernung vom Ziel. Das ganze Leben, die Entstehungsgeschichte der Erde, das Geheimnis des Kosmos: eine Stellungssuche. Wie hieß es ehemals in den Inzeraten? „Dauerstellung zu beziehen...“

Christian Reinhardt.

Emigrantelos.

Von Edgar Lang-Treitlsh.

Kelemen schüttelte die Kälte, daß ihm die Bahne unaufhörlich klapperten. Dennoch wagte er es nicht, den warmen Wartesaal aufzusuchen, um seine erstarrten Glieder zu erwärmen. Dieses Unterfangen konnte ihm die Freiheit kosten. Hier hart an der Grenze hatte die Auffichtsbehörde ein besonders wachsames Auge auf verdächtige Gestalten. Wollte er es nicht jetzt noch riskieren, abgefaßt zu werden, wo er schon fast außer Landes war?

So ging das nun schon an die sechs Jahre. Auf Schleicherwegen immer von einem Land ins andere, mit der schwachen Hoffnung im

Herzen, daß er endlich einmal ein Asyl finden würde.

Seit er seine Heimat fluchtartig verlassen mußte, war es rasch bergab mit ihm gegangen. Er war schließlich zum ausweislosen Vaganten gesunken, der von einem Arrest in den anderen geschoben wurde.

Was fragte man danach, was er früher war? Wer kümmerte sich um sein brennendes Weh da drinnen, Er war ein unwillkommener Fremdling, der allen Verordnungen zum Hohn die Grenzen überschritt. Da seine Heimat nicht festzustellen war, mußte er weiter, mußte er immer wieder fort.

Wie oft hatte er in diesen jammervollen Jahren kein Dach über dem Kopf? Mit leerem Beutel und knurrendem Magen zog er die endlosen Strafen dahin, Strafen, die ins Endlose führen. Für den heimatlosen Flüchtling, der sich durch Arbeit sein Brot verdienen will, gibt es keine Duldung, kein greifbares Ziel, kein Ausruhen!

Der Krieg mit all seinen Schrecken hatte ihn nicht bezwingen können. Sein Heimatland mit rauher Hand zerrissen und aus tausend

Bunden blutend, wurde es an andere verteilt. Die am Alten hingen, wurden erbarmungslos vertrieben, weil es die neue Ordnung so erforderte, weil es der Befriedigung der Völker dienen sollte. In der kalten fremden Welt mußten aber die zugrunde gehen, die lieber alle hingaben, als zu heucheln und die sich nicht demen beugen wollten, die sich als Sieger gebärdeten.

Den Behörden aller Länder zur Last, sich selbst zum Elend... der Flüchtling aus fremdem Lande, den man möglichst rasch abschütteln mußte.

Diese trostlosen Gedanken wälzten sich in Kelemens Gehirn, da tauchte aus dem Dunkel ein Landjäger auf und hielt direkt auf ihn zu.

Kelemen will über die Geleise die Flucht ergreifen, will nicht wieder verhaftet, nicht noch einmal der erniedrigenden Prozedur des ewig verdächtigen Heimatslosen unterzogen werden.

Mit einigen verzweifelten Sprüngen sucht er die schübende Finsternis zu erreichen... da faßt ihn mitleidig der dampfende Koloß eines heranbrausenden Schnellzuges und befördert ihn ohne Fahrchein und Paß in die ewige Heimat.

Fieber . . .!

Von S. Richards.

Die Wache trat an. Mit abwehenden Gedanken rief der Bootsmann die Namen auf. Der Steuerbordbörn wurde verlesen. Jim Marlowey fehlte.

„Jim Marlowey...?“ fragte gedehnt und mißmutig der Wachhabende und sah über sein Taschenbuch hinweg nach dem Mitteldeck, wo die Wache angetreten war. Die Matrosen kuppelten in der glühenden Sonne ruhig an ihren drotesten Kopfbedeckungen und gähnten gelangweilt ins Leer. Die Frage des Wachhabenden erreichte sie nicht.

„Wo ist Jim? ... Weiß das keiner von der Bande,“ betonte nachdrücklich der Bootsmann die wiederholte Frage. Berlegen steckten die Matrosen ihre Hände unter die Leibriemen, besahen sich interessiert die Decknähe und schwiegen. Endlich schickten sie den Jungen zu den Präliminarien mit dem Bootsmann vor.

Jim Marlowey lag in jener Koje und war krank. Von Colon, an der Einfahrt des Panamakanals, war er ohne Ausrüstung zurückgekommen und hatte sich sofort hinlegen müssen. Seitdem war er nicht wieder aufgestanden. Er lag in der Koje, stierte stumpf nach dem Tabakstasten und regte sich nicht. Ueber die eingefallenen Wangen schapperte hektische Röte. Jim war völlig zusammengesackt.

Die Wachleute gingen an die Arbeit. In der dörrenden Sonne des karibischen Meeres gab es wenig zu tun. Unter den dumpfen Schlägen des Motors zitterte die „Jonetta“ in die Kanaleinfahrt hinein und wackelte dabei mit dem Steer: wie ein Kohlensteamer. Sie war stüßelahn; Landwinde konnten die festgebundenen Segel nicht entfalten.

Nach der Ablösung ging der Wachhabende ins Mannschaftslogis. Es war leer. Die Tageshitze hatte alle vertrieben fast leblos lag Jim Marlowey in der unteren Koje. Die Arme ruhten auf einer weißen Decke, und die Adern waren dick angeschwollen. Sie schienen sich, wie die Egel, voll Blut saugen zu wollen. Der Kranke stieß unregelmäßig Atem heraus. Als sich der Bootsmann über ihn neigte, trat wider Schweiß auf das fahle Gesicht. Das Blut begann zu tochen. Im Fieberanfall warf sich

der Matrose hin und her und krümmte unwillig den kranken Körper, wie unter elektrischen Schlägen. Wildgrüner Schweiß lief in Strömen an ihm herunter. Dann verschwanden sekundenlang die hektischen Fleden aus dem Gesicht und wichen einer tiefen, blauen Blässe. In der harten Hitze des Logis fror der Kranke. Die Zähne schlugen klappernd aufeinander, und schon im nächsten Augenblick jagten die brandroten Strahlen wieder über das hohlwangige Antlitz. Jim phantasierte und redete wirres Zeug durcheinander. Boge Erinnerungsbilder wurden zu Schreien; ein Gedanke marterte ihn in der Fieberhitze; er meinte zu versinken. Krampfhaft hielten die knöchigen Finger die Seitenwand der Koje fest, während der Leib sich hin und her warf, daß die Bretter krachten.

Krankenwache wurde befohlen. Und nun jagten sie abwechselnd am Lager des Fiebernden, hörten seine wilden Phantasieereien von allen Landstrafen der Erde und sahen die erschreckenden Erstarrungen. Erst als der erste Anfall vorüber war, atmeten die Wachen freier auf. Jim fiel, müde und durstig, auf die Decken zurück.

Die Fremwache sah draußen vor dem Logis und machte Zeugwäsche. Ab und zu kam einer zu dem Kranken herein. Wenn er wieder auf Deck erschien begegneten ihm fragende, besorgte Blicke. Dann nickte er vielleicht ein bedenklisches, tröstliches Nicken; die Leute ließen ihre Unterhaltung fallen und schwiegen. In die stöckenden Reden der Mannschaften von der Fremwache schlichen sich graue Erzählungen von Fieberfahrten ein.

Die Schlenken öffneten sich. Der Rachen der Kanaldurchfahrt gähnte wie ein vorjütisches Ungeheuer die „Jonetta“ an. Langsam schob sich das Schiff in den quirlenden Wasserstrom des Rio Gatunella. Als das Schiff frei war, stand die gefante Fremwache an der Steuerbordreeckling und blickte nachdenklich schwelgig ins Wasser. Sie dachten an Jim Marlowey, der unten in der heißen Koje lag und fror. „Fieber...!“

In ihren Erinnerungen reiheten sich Bilder an Bilder. Sie dachten daran, wie das Land hier vordem gewesen war, als der Stausee noch

nicht seinen blanken Spiegel prahlerisch dem Himmel darbot. Sümpfe, unendliche Sümpfe hatten sich hier gekehnt. Morastiger Dschungel in brüender Hitze. Dazu Moskitoz. Dann hatten sie auf den Inseln hinter dem Winde Menschenfrachten zusammengetrieben und herdemweise herüber verfrachtet, mitten hinein in diese Sümpfe. Die Menschen sollten das Erdreich bewegen, den Dschungel aufwühlen: Schwarze, Braune, Weiße, bis sie selbst im Morast erstickten. Siebentausend sind in den Sümpfen der Landenge verreckt. Heimtückisch und schleichend hat sie das Fieber gepackt und hinweggerafft. Es kam weder Hilfe noch Rettung. Morgens marschierten sie singend in den Dschungel hinein, und wenn die wolkenlose Sonne sich hinter die Berge Nicaraguas versteckte, lagen sie fiebernd in den Gräben und blieben liegen. Die ganze Nacht schrien und fieberten sie; Wahnideen wedte der Durst; man hörte ihre Schreie bis in die fernen Barackenlager, aber niemand half. Wenn am Morgen neue Arbeiterscharen sich in den Busch ergoßen, dann waren die andern verreckt, hilflos gestorben, wie die Tiere: ohne Wasser, Arzt und Beichte, denn die Errungenschaft unster geistigen Kultur wagten sich nicht in die Fieberhöhlen Panamas vor.

So wurde in ihren Sinnen im Marlonen der letzte Kamerad jener Siebentausend, die tief unter der gleichnerischen Fläche des Stausees warteten. Rührterne, vergessene Opfer militanter Zweckmäßigkeit und merkantilen Fortschritts.

Wissenswertes Zähler-Allerlei.

Eine der wertvollsten Holzarten ist noch immer Mahagoni. Die größten Mahagonibäume wachsen in den Wäldern Westafrikas. Von hier kam auch der wertvollste Baum, den man je gefällt hat, denn sein Holz brachte beim Verkauf rund 60.000 Mark.

Beim Bau des Suezkanals mußte das Trinkwasser anfangs mit Kamelen herbeigeschafft werden, und zwar mußten täglich nicht weniger als 1600 Kamele diesen Dienst versehen, was einen Kostenaufwand von 5600 Mark täglich verursachte. Da diese Summe auf die Dauer zu hoch war, wurde dann durch einen Kanal Süßwasser vom Nil herübergeleitet. Es kostete aber zwei Jahre Zeit, diesen Kanal fertigzustellen, und 15.000 Arbeiter waren dabei beschäftigt.

Die Fabrikation des Rosenöls, das aus den Blüten hauptsächlich der Zentifolien und der Damascener Rosen gewonnen wird, wurde besonders am Südhange des Balkans, in der Gegend von Kazanlik betrieben. Dort wurden je nach dem Ausfall der Rosenernte bis zu 4000 Kilo Öl jährlich gewonnen, wobei zu bedenken ist, daß für 1 Kilo Öl 3000 Kilo Rosenblätter erforderlich waren. Bulgarien führte jährlich gegen 6000 Kilo Öl aus.

Der Bau des Suezkanals erforderte 360 Millionen Mark, aber trotzdem kann man ihn als ein gutes Geschäft bezeichnen. Im Jahre 1870 durchfuhrten 451 Schiffe den Kanal, im Laufe der nächsten vierzig Jahre verzehnfachte sich die Anzahl, so daß im Jahre 1910 schon 4533 Schiffe passierten. Heute kann man mit einer Einnahme von 785 Millionen Mark jährlich rechnen. Obwohl die Ausgaben natürlich erheblich sind, ist der Uberschuß doch ganz bedeutend. Die englische Regierung kaufte im Jahre 1875 Aktien im Betrage von 80 Millionen Mark, heute sind diese Aktien 400 Millionen Mark wert.

Im alten Rom sah man in Musik und Gesang lediglich eine Zerstreuung, und man legte deshalb besonderes Gewicht auf Massenwirkung. Bei einem der Feste Cäsars traten folglich nicht weniger als 12.000 Sänger, Sängerrinnen und Musiker auf, und Nero hatte an seinem Hofe 5000 Musiker. Während bis dahin die Pflege und Ausübung der Musik meist den Sklaven überlassen war, wurde es zu Neros Zeit Sitte, daß auch die Vornehmen sich damit befahnten, dem Beispiel des Kaisers folgend, der ja auch selbst Musik ausübte.

Ganz Australien hat nicht so viel Einwohner wie die Stadt London. Im Jahre 1930 wurden in Australien 6.391.000 Einwohner gezählt, während London eine Bevölkerung von 7.470.000 Menschen aufwies.

Weiteres.

Verzweifelt. Das neue Hotel eines unbekanntes Ortes hat nach einem guten Propagandisten annonciert. Herr Ehrlich kommt und stellt sich vor. Der Hoteldirektor führt ihn herum. „Und von dieser Terrasse, nicht wahr, sehen Sie dort hinten die Alpen?“ — „Die Alpen? Wie? Wo? Ich sehe nichts!“ jagt Ehrlich. „Bedauerlich“, sagt der Hoteldirektor, „dann kann ich Sie auch als Propagandisten nicht gebrauchen!“

Unumgänglich. „Also Sie möchten mein Schwiagerlohn werden, junger Mann?“ — „Nein, durchaus nicht. Ich möchte nur gern Ihre Tochter heiraten.“

Das Neueste aus Schottland. MacPherson möchte beim Arzt eine Gratiskonsultation. Er fragt ihn: Gestern habe ich mich doch so furchtbar in den Finger geschnitten. Geheirten hab' ich — Was hätten Sie denn getan, Herr Doktor?“ — „Auch geheirten.“

Der Grund. Der große Mägen steht vor dem Gemälde: „Man kann sich wirklich nicht satt sehen an Ihrem Bild!“ — „Darum will ich es ja verkaufen!“

Noch ein Schotte. „Sam, so wird ein Schotte gefragt, jeden Tag bekommst du eine unfrankierte Postkarte, die du zurückgeben läßt, — aber vorher liest du sie immer mit großem Interesse. Was bedeutet denn das?“ — „Das sind die täglichen Berichte von meinem Sojusz, — der ist seit einiger Zeit in London!“

Frau Wildner kommt sich mit fünfzig Jahren wie dreißig vor; sie betont bei jeder Gelegenheit ihre Jugend. Während einer Gesellschaft zeigt sie ein Kinderbild von sich herum; sie sitzt als Baby auf dem Arm ihrer alten Kinderfrau. Frau Wildner erklärt: „Sehen Sie, so sah ich vor 25 Jahren aus!“ Da fragt ein Freund des Hauses: „Und wer ist das reizende Baby da auf Ihrem Arm?“

Glaubhaft. „Was mir heute passiert ist, möchte ich meinem schlimmsten Feind nicht.“ — „Was ist Ihnen denn zugestoßen?“ — „Ich habe das große Los gewonnen!“

Dann allerdings. „Haben Sie im Hause Fahrstuhl?“ — „Ja, aber ich benutze ihn nicht.“ — „Sie fürchten sich doch nicht etwa?“ „Das nicht, aber ich wohne parterre.“

Im Zweifel. „Beliebt! Du bist der Sonnenschein meines Lebens! Mag auch das Schicksal Donner und Regen bringen, mit dir allein werde ich jedem Sturm trotzen!“ — „Liebster!“ flüsterte sie in seinen Armen, „ist das ein Wetterbericht oder eine Liebeserklärung?“

Gedächtnisschwäche. Eine ältlich aussehende Frau kommt in die Sprechstunde des Arztes. „Also, Sie klagen über Kopfschmerzen, Stiche im Rücken und Schmerzen in der Magengegend? — Wie alt sind Sie?“ Schnell antwortet die Patientin: „25 Jahre.“ — Der Arzt fuhr fort zu schreiben. „Ja... und Gedächtnisschwäche ebenfalls“, murmelte er.

Am französischen Hofe war die Marquise von Pompadour nicht sonderlich beliebt — den König ausgenommen. Selbst der Hofprediger machte kein Hehl aus seinem Mißfallen. Eines Tages ließ ihm der König durch einen Kammerdiener indirekt sagen, er möge die Marquise gefälligst in seine Gebete mit einschließen. — „Tu ich ja schon“, sagte der Geistliche ruhig, „ich bete jeden Tag; und erlöse uns von dem Uebel!“

Beim Goldschmied. „Ich wollte Sie bitten, diesen Verlobungsring wieder zurückzunehmen!“ — „Wieso? — Paßt er nicht?“ — „Doch, er schon, aber ich passe nicht!“

Schach-Edt.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch Zweitnitz Nr. 65 bei Teplitz-Schönau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 133.

Von Anton Fritsch, Markersdorf. Schwarz: Kc3; Dh3; Tz5; Lc4; Sa3; b6; Bd5, d6 (62).



Weiß: Kc1; Dd1; Tc1; Bf1; Ng1; h2; g2; f2; e2; d2; c2; b2; a2. Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Wenzel Scharoch Zweitnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 130: Kd8—01

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmidt Ferdinand, sämtliche aus Kwitkau; Grimmer Emil, Katarinaberg; Reinert Julius, Nestomitz; Hyna Josef, Hyna Franz, Adam Johann, Goldbach Franz, sämtliche aus Hostomitz; Fritsch Anton und Hieko Josef, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Fink Viktor, Ulbrichtthal; Gube Wenzel, Kaiserswalde; Schöbel Franz, Straußnitz; Kroup Rudolf, Klostergrab; Klein Edmund, Algersdorf; Dinnebler Emil, Teitschen; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Teitschen; Tritsch Gustav, Wisterschan; Mildorf Adolf, Tschau; Hilkearth Herrmann, Neuwitz; Seitmacher Artur, Zweitnitz.

BEZIRKSWETTKAMPF AUSSIG GEGEN TEPLITZ.

welcher am 17. April in Törmitz zur Austragung gelangte, endete mit 5:3 Punkten für Aussig. In beiden Mannschaften fehlten infolge der Osterferien einige starke Spieler, so daß man sich über die Spielstärke der beiden Bezirksmannschaften kein klares Bild machen kann.

| Aussiger Bezirk: | | Teplitzer Bezirk: | |
|-----------------------|-----|-----------------------|----|
| 1. Vavřina, Arbesau | 0:1 | Gahler, Eichwald | 1. |
| 2. Pristasch, Törmitz | 1:0 | Walter, Wisterschan | 2. |
| 3. Dabitzky, Kleische | 1:0 | Scharoch, Wisterschan | 3. |
| 4. Guakl, Törmitz | 1:0 | Wend Zukmantel | 4. |
| 5. Gföckner, Arbesau | 0:1 | Robek, Wisterschan | 5. |
| 6. Hofmann, Törmitz | 1:0 | Denk, Zukmantel | 6. |
| 7. Wendler, Kleische | 0:1 | Dick, Zukmantel | 7. |
| 8. Weiß, Törmitz | 1:0 | Mildorf, Zukmantel | 8. |

Zu bemerken wäre, daß die Teplitzer Mannschaft am 2. und 4. Brett gute Gewinnaussichten hatte, welche jedoch durch grobe Versehen wieder wertlos gemacht wurden. Das Retourspiel, welches am 30. April in Teplitz stattfinden sollte, mußte wegen der Kreismeisterschaftsspiele auf einen späteren Termin verlegt werden.